

Solidarität – Die Zukunft einer großen Idee

von Heinz Bude, Hanser 2019

Buchbesprechung von Martin-G. Kunze (Schauspieler, Autor, Hannover) und Hanna Legatis (Journalistin, Autorin, Schauspielerin, Hannover) – 19.11.2019

Zumindest in seinem Vorwort haut Heinz Bude kräftig auf den Putz, um die heutigen Vorbedingungen deutlich zu machen, warum die Solidarität notwendigerweise eine große Zukunft haben muss:

Zitat: (S.9) „Wer will schon wahrhaben, dass die Epoche des globalen Kapitalismus von neuen Formen der Sklaverei gekennzeichnet ist.“

Zu Recht verweist er auf die Kolonnen der Gebäudereiniger, die mit einem Hungerlohn abgespeist werden oder die Millionen illegal Beschäftigter und viele mehr. Für dieses Elend im Reichtum fehlt eine Sprache der Solidarität. Und die, die zur „Solidarität des Volkes“ aufrufen, meinen die Solidarität gegen Fremde. Also die glühenden Verfechter der Solidarität kommen heute vielfach nicht mehr von links, sondern von rechts.

Die 12 Kapitelüberschriften des Buches zeigen z.T. Humor und Witz. Zum Beispiel:

Die Unschuld des Trittbrettfahrers. (S. 9)

Wir kennen sie alle, die Trittbrettfahrer, die ohne Bedenken alles für sich in Anspruch nehmen, was andere erstritten haben. Die Gewerkschaften wissen davon ein Lied zu singen.

Niemand von uns wird da moralingetränkt den Kopf schütteln und nach Solidarität rufen. Wären wir denn z.B. bereit, freiwillig Steuern zu zahlen, um die vielfältigen Aufgaben des Gemeinwesens am Laufen zu halten? Die meisten halten wir ja für richtig und wichtig. Wenn Steuern nur auf freiwilliger Basis gezahlt würden, könnte allerdings kein SUV in Hannovers Innenstadt fahren. Die Straßen sähen nämlich aus, wie vor 700 Jahren, Matschwege, unbefestigt, die Autos versinken im Morast. Das bedeutet: Steuern sind notwendige Zwangszahlungen und binden die Trittbrettfahrer. Und die guten Gedanken über die notwendige Solidarität schreiben noch keine korrekte Steuererklärung.

Zitat: „Jedenfalls braucht es offenbar ein Angebot sekundärer Vorteile für den Einzelnen, damit eine wechselseitig verpflichtende Kultur kollektiver Güter aus der fühl- und sichtbaren Addierung individueller Vorteile entstehen kann.“
(S.16)

Bude bezieht sich auf „Die Logik des kollektiven Handelns“, ein Buch des amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlers Mancur Lloyd Olson. Mit diesem Trittbrettfahrerbild zielt Olson auf die marxistische Gesellschaftstheorie. Wenn die beiden Klassen, die Ausbeuter und die Ausgebeuteten, im Sinne ihres

Klasseninteresses handeln, werden sie, so Olson, keine wirklich klassenorientierte Wirkung erzielen.

Der Bourgeois will zwar die Regierung, die seine Interessen fördert, doch sich für die Regierung einzusetzen, steht auf einem anderen Blatt. Die Regierung hat sich marktkonform zu verhalten. Basta! Dem Kapitalisten geht es darum, sein eigenes Unternehmen voran zu bringen. Dafür verlangt er Unterstützung.

Und die Arbeiterinnen und Arbeiter? Sie haben es ja in den frühen Jahren der SPD erlebt, dass ihre Partei, die einen Anspruch auf eine revolutionäre Veränderung der Machtverhältnisse im Parteiprogramm hatte, keine Anstalten machte, sie anzuwenden. Warum sollte man den schrittweisen Statusgewinn für eine künftige Regierung der Linken aufs Spiel setzen? Die Partei und die Gewerkschaften wurden immer stärker, politisch einflussreicher, sogar die Löhne stiegen zaghaft. Sollte man das aufs Spiel setzen für die, die noch weniger hatten? Und natürlich fragen sich viele auch heute, was bringt es mir überhaupt, mich politisch und gesellschaftlich zu engagiere?

Zitat: „Trittbrettfahrerverhalten ist ziemlich normal und verlangt an keiner Stelle den Entschluss, sich über alle gutmenschliche Moral hinweg zu setzen.“

Auf den Gedanken zu kommen, sich über alle persönlichen Vorteile hinweg zu setzen, vielleicht sogar zu erkennen, dass Solidarität manchmal wichtiger ist als Selbstbewahrung - und wer diesen Gedanken dann noch am Arbeitsplatz oder in der Stammkneipe rausposaunt, dem ist nach allgemeiner Auffassung nicht mehr zu helfen.

Solidarität ist nicht Barmherzigkeit, dennoch berührt Solidarität möglicherweise meine Verbundenheit, mich z.B. den Leiden und Nöten meiner Mitmenschen zu stellen. Das bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass ich Verantwortung für das Ganze empfinde.

Das ist übrigens typisch für das Buch, dass ich viel darüber erfahre, was Solidarität **nicht** ist, aber was Solidarität für Heinz Bude ist, das bleibt weitgehend sein süßes Geheimnis. Und so sind Erkenntnisse wie Solidarität sei ein Fremdwort für alle, denen das Gemeinwesen gleichgültig ist, nicht gerade sensationell.

Der Begriff Solidarität ist für Heinz Bude janusgesichtig: Sowohl rückwärtsgewandt, meistens als Begriffsschablone benutzt, und aktuell, wenn es z.B. um den zunehmenden Neoliberalismus der vergangenen 30-40 Jahre geht.

Auch in den verschiedenen antiken philosophischen Systemen werden nur Teilaspekte des Solidaritätsbegriffes angesprochen. Doch selten ergibt sich aus Teilaspekten in der Summe ein ganzes Neues. Weder der Freundschaftsbegriff bei Aristoteles (*Nikmachischer Ethik*) ...

Zitat: „Und wo Freunde sind, da bedarf es keiner Gerechtigkeit.“ (S.22)

... Noch im Jesuswort (Matth. 25/40) ...

Zitat: „Was ihr den geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“

Vorbedingung des zitierten Freundschaftsbegriffes ist die „Freundschaft“, sie schließt alle anderen aus. Und die biblische Botschaft funktioniert ähnlich. So wenig wie komplexe Solidarität sich nur in Freundschaften abspielt, so kann die christliche Religion keine Allgemeingültigkeit beanspruchen für alle, die **„religiös unmusikalisch“** sind, wie Bude Agnostiker, Atheisten und andere verschiedenen Religionen Anhängende bezeichnet.

Vielleicht kommt das historische römische Recht (5. Jhr.v.Chr.-3. J. n. Chr.) in seinem allgemeingültigen Grundsatz „in solidum“ der Frage schon näher, was Solidarität beschreibt. Die drei Musketiere lassen grüßen:

Zitat: „Alle für einen und einer für alle.“ (S.24)

Der Wortstamm „solidus“ steht für „fest, dicht, gediegen und ganz“. Danach ist Solidarität abgeleitet von der Rechtsidee einer Schuld oder Verpflichtung für das Ganze. Und dann braucht es weder einen Gott, noch eines treuen Freundes. Alle Lasten und Gewinne liegen auf den Schultern aller und keine und keiner ist ausgenommen.

Solidarität, so Bude, hat sich in den frühen Jahren der Sozialdemokratie sogar zum Kampfbegriff entwickelt. Der parlamentarische Gegenspieler Bismarck sah, dass die Arbeiterklasse den Solidaritätsanspruch mit Stolz benutzte. Er folgerte daraus, dass nach dem revolutionären Umsturz nicht nur die politische, sondern auch die kulturelle Umformung der neuen Gesellschaft zu befürchten sei. Denn die Solidarität stärkte jene, die von oben kleingehalten wurden, aber die sich trotzdem von unten hocharbeiten konnten. Das zeigt eben die Macht, die im damaligen Kampfbegriff Solidarität steckt.

Zitat: „Niemand muss solidarisch sein, man muss nur eine Ahnung davon haben, was man verliert, wenn man vergisst, was wir uns schulden.“ (S.33)

Eine Aussage darüber, wie sich Solidarität definiert, ist das natürlich auch noch nicht.

Was hat Solidarität mit Sozial zu tun? Ist, wer sich sozial verhält, auch gleichzeitig solidarisch? Spannende Fragen, auf die ich mir Antworten erhofft hatte. Denn immerhin flicht Bude den Begriff „sozial“ gleich zweimal in Kapitel-Überschriften ein. Letztendlich erfahren wir dann aber nicht so sehr seine Auffassung, sondern er stellt uns Autoren vor, z.B. den französischen Soziologen und Ethnologen Émile Durkheim. 1893 schrieb er seine Doktorarbeit mit dem Titel „Die soziale Arbeitsteilung“. Darin setzt er sich unter anderem mit der Frage auseinander, warum in einer zunehmend industrialisierten, arbeitsteilig immer ausdifferenzierteren Gesellschaft beides parallel wächst: der Individualismus des Einzelnen und gleichzeitig die Abhängigkeit eben jenes Einzelnen von der Gesellschaft.

„Überall, wo Gesellschaft ist, gibt es auch Solidarität.“ So fasst Bude Durkheims Erkenntnisse zusammen. Und er folgert:

„Ich spreche immer mit jemandem, ich orientiere mich unablässig an anderen, ich schaue dir in die Augen, du bringst mich auf eine Idee, und wir stoßen zusammen. Für Durkheim ist Gesellschaft als ein strukturierender Zusammenhang zuerst da, und daraus ergeben sich dann die Spielräume für die Einzelnen...“ (S. 34/35)

Bude kommt zu dem Schluss, dass Durkheims Traum von dem solidarischen Bewusstsein, das automatisch mit der fortschreitenden Arbeitsteilung einhergehe, nicht aufgeht.

Deutlicher mit eigenen Definitionen wird Bude, wenn er den „Sozialstaat“ mit „Solidarität“ in Bezug setzt.¹ Im Sozialstaat wird für alle finanziell gesorgt, auch für Arbeitslose, Kranke, Kinder und Rentner. Nicht der STAAT tut das, sondern das Geld kommt von Bürgerinnen und Bürgern, die arbeitsfähig sind, einen Job haben und in die sozialen Versicherungen einzahlen. Bude beschreibt das daraus entstehende Versicherungsnetz als einen Bereich mit **„spezifischen Problemen, spezifischen Regelungen und spezifischem Personal“**.

Hier wird Solidarität als Vorsorge und Versorgung definiert, ein Anrecht darauf haben alle Staatsbürger.

Aber ein Hauch Solidarität wäre in diesem System dennoch vorhanden, die davon ausgeht, dass Menschen verwundbar sind. Das Arbeitsleben ist ein **„gefährdetes Leben“**, schreibt Bude und macht sich damit eine Auffassung der US-amerikanischen Philosophin Judith Butler zu eigen. Um gefährdete verwundbare Menschen müsse man sich kümmern. **„Das sind wir uns als Menschen schuldig“**.(S. 47)

Der Sozialstaat rufe zwei diametral entgegengesetzte Haltungen hervor. Ein Teil der Bürger sagt: Ich schütze mich vor Verwundungen. Ich kann das, ich bin dafür verantwortlich. Ich mache Sport, ernähre mich fettarm, bilde mich fort, löse seelische Knoten in Workshops und halte mein Herz rein. Ich optimiere mich selbst. Deshalb werde ich ganz vorne mitschwimmen und sogar dann, wenn ich meinen Job verliere, wartet – weil ich mein Profil ständig verbessere - eine neue hochwertige Tätigkeit auf mich. Das sind die Resilienzprofis, die nie an ihrer Selbstwirksamkeit zweifeln. Logisch, dass diese Gruppe auf die anderen herabblickt. Auf die nämlich, die arbeitslos, depressiv und übergewichtig werden. Sie sind selber schuld!

Nach den erwähnten Selbstoptimierern und den Loosern erwähnt Bude kurz, dass seit den 2000er Jahren das (abhängig machende) Alimentierungs-System verschwunden sei. An seine Stelle wäre die **„reziproke Verpflichtung“**, also die gegenseitige Verpflichtung getreten. Wir dürfen ahnen, dass er damit sowohl die Leistungskürzungen vergangener Jahrzehnte bei Kranken- und Rentenversicherungen meint, und Eigenanteile, die bei staatlicher Unterstützung

¹ S. Kapitel „Die Apparate des Sozialen und die Sehnsucht nach Solidarität“, S. 45 - 56

verlangt oder Einkommen von Familienmitgliedern, die angerechnet werden, sowie das Motto „Fordern und Fördern“, das den Hartz-Gesetzen zugrunde liegt.

Er fügt die Kritiker an, die die ganze Sozialgesetzgebung schon jetzt keineswegs für sozial, sondern für ein Herrschafts- und Kontrollsystem des Staates halten. Dann springt Bude in die 70er Jahre – da wurde der Sozialstaat auch noch von den Frauen durcheinandergewirbelt: sie verlangten plötzlich eine anständige Rente, obwohl sie wegen ihrer Kinder oder pflegebedürftiger Angehöriger nur in Teilzeit und in schlechter bezahlten Berufen arbeiten konnten. Sie wollen ihre Kinder betreut wissen, während sie zum Job gehen.

Bude spricht vom Wechsel einer **„alten Solidarität“** zu einer **„neuen Solidarität“**. Um zu dem Schluss zu kommen, dass alles, was es heute gibt – Elternzeit, Erziehungsberatung, Beziehungs-Coaches oder private Alterssicherung z.B. – keine Solidarität ist. Und dann wird er lyrisch:

„Das Wort Solidarität ruft den Wunsch nach einer Nähe wach, die den fröstelnden Rückzug auf sich selbst genauso wenig ausschließt, wie die enthusiastische Umarmung von wildfremden Menschen beim Zuschauersport“. (S. 56)

Seine Empfehlung macht nicht gerade Lust auf Solidarität, denn sie brauche:

„Vertrauen, das sich als allzu „riskante Vorleistung“ entpuppt, Bindung, deren ungeheurer Wert erst im Moment der Trennung erlebt wird, und Engagement, das nicht selten in Enttäuschung endet.“ (S. 56)

Ein scharf beobachtender Soziologe kommt zum Vorschein, wenn er beschreibt, wie sich frühere Klassengegensätze – manifestiert in abhängigem Lohnarbeiter und Fabrikbesitzer - in neue Ausbeutungsstrukturen gewandelt haben. Eine kosmopolitische Elite treibt den Kapitalismus voran, die anderen leiden in irgendwelchen Büros oder bleiben auf der Strecke. Konzepte, die darauf aufbauen, dass Solidarität in der Arbeitswelt entsteht, greifen nicht mehr. Damit sind, so Bude, Marx und Engels erstmal raus.

„Im Büro sind sich die Menschen anders ausgesetzt als in der Fabrik.... Kränkung, Demütigung und Liebesentzug sind die Themen dieser gefühlten Gewalt, die uns im Innern wirklich wehtut.“ (S. 65/66)

Moderne Unternehmen haben Netzwerke statt Hierarchien, Coworking Spaces statt Fabrikhallen. Mitten drin tummeln sich selbst organisierende Teams, Freelancer mit Zeitverträgen, mobile Einsatzreserven. Statt Tariflöhnen werden individuell ausgehandelte Honorare gezahlt oder Prämien. Solidarität, spontane Unterstützung für andere, laut werden für andere gibt es in dieser Arbeitswelt nicht. Diejenigen, die sich selber als Kreative begreifen – zu ihnen zählen übrigens die vorhin erwähnten Selbstoptimierer – finden projekthafte Zusammenarbeit zwar gut, solange sie ihnen nützt, aber jeder Kollektiv-Gedanke jagt ihnen Schauer über den Rücken.

Und auch die, die ganz unten in den modernen Ausbeutungsstrukturen angesiedelt sind, werden keine Akteure einer neuen Solidarität sein. Die unselbstständigen Selbstständigen, die Zeitarbeiter, Pflegerinnen, Gebäudereinigerinnen, Wachdienste oder Paketzusteller, die, die die nur manchmal Arbeit haben und schon gar nicht die ganz Armen.

Nein, in dieser Arbeitswelt kann keine neue Solidarität geboren werden. Sie wird auch nicht zwangsläufig aus gemeinsam empfundenem Druck entstehen, höchstens aus freien Stücken. Seine Vision:

„Es ist die Solidarität einer kommenden Gemeinschaft, die eine andere Welt zu gewinnen hat.“

Das würden im Übrigen auch Marx und Engels so gesehen haben, meint Bude und sortiert ihr Solidaritäts-Verständnis letztlich also doch nicht ganz aus.

Die Quelle des Krieges

Obwohl nach 1945 die Vertreter von Gewerkschaften und Arbeitgebern meistens sehr unterschiedliche Nazi-Biografien hatten, brachen die politischen Gegensätze der dunklen Vergangenheit nicht offen zutage. Es ging bei den Tarifverhandlungen um eine von beiden Seiten akzeptierte Wiederaufbauverpflichtung.

Bude stellt als Beispiel das Gegensatzpaar, den Bezirksleiter der IG Metall Baden-Württembergs, Willi Bleicher und Hanns Martin Schleyer, Vorsitzender der Metallindustrie Baden-Württembergs, vor. Bleicher, 1907 geboren, saß als Gewerkschafter und Kommunist acht Jahre im KZ Buchenwald. Unter anderem bewahrte er dort als Funktionshäftling ein dreijähriges jüdisches Kind vor dem Transport ins Vernichtungslager Auschwitz.

Der 1915 geborene Schleyer trat als 22-Jähriger in die _NSDAP ein. Er machte Karriere in der SS und arbeitete u.a. für „die Arisierung der tschechischen Wirtschaft“ und versorgte das Deutsche Reich mit Zwangsarbeitern.

Ihre gemeinsame Arbeit in den sechziger Jahren stand nicht im Zeichen eines ideologischen Kampfes, der nachgeholt werden müsste, sondern in einer Solidarität des Ausgleichs und der Vermittlung - auch wenn die Arbeitskämpfe hart geführt wurden. In der damaligen Tarifpolitik ging es um die Absicherung gegen verbreitete Risiken und gemäß der sozialen Marktwirtschaft natürlich auch um eine, wenn auch bescheidene Umverteilung von Einkommen.

Sozialpolitische Schwergewichte waren das Lastenausgleichsgesetz von 1952, das den Flüchtlingen und Vertriebenen half, sowie die Einführung der dynamischen Rente 1957. Später, z.B. in der Zeit Franz Steinkühlers in den siebziger Jahren, schwand das Gefühl, dem Wiederaufbau verpflichtet zu sein. Arbeitgeber und Gewerkschaften waren sich darin einig:

Zitat: „Nicht der Klasse muss es besser gehen, das Individuum muss sich besser fühlen.“ (S.80)

Und da der Staat als Wächter der sozialen Marktwirtschaft weitgehend akzeptiert wurde, lautete jetzt die Botschaft:

Zitat: „Solidarisch sein heißt füreinander verantwortlich sein.“ (S.83)

Dass das die große Botschaft der Nachkriegszeit gewesen sein soll, verwundert mich. Abgesehen davon, dass Heinz Bude nicht festlegt, bis wann die Nachkriegszeit reicht, schwingt in neuerer Geschichtsliteratur immer eine Verklärung der ersten 10-15 Jahre nach Kriegsende mit.

„Solidarisch verantwortlich sein“ wie es im Zitat heißt? Ich habe als Kind und Jugendlicher wenig Solidarität erfahren. Weder stellte ich in der Schule die Verantwortlichkeit der Lehrer für mich fest, noch im nachbarschaftlichen Umgang. Eine Neidphase löste die andere ab. Das Lastenausgleichsgesetz wurde zum ständigen Neidfaktor. Nach dem Motto: Flüchtling müsste man sein. Und der wirtschaftliche Erfolg des Familienoberhauptes, so war ja damals auch rechtlich die Position des Mannes, des Ernährers, sein Erfolg und damit das Ansehen der Familie, wurde in der Nachbarschaft am jeweils größeren Auto fest gemacht.

Nach dem Mauerfall wurde die deutsche Einheit sehr schnell zur Tatsache, weniger zur Herausforderung, gemeinsame Werte zu entwickeln. Die Steigerung der Konkurrenzfähigkeit, darum ging es in erster Linie.

Zitat: „Die Solidarität, die wir uns schulden, sollte eine von Menschen sein, die das Leben als eine Partie ansehen, die man gewinnen oder verlieren kann. Für Menschen, die den Wettkampf lieben und sich nicht nur aufs Hergebrachte verlassen wollen.“ (S. 89)

Bude provoziert mit der Feststellung, dass überall in westlichen Gesellschaften der Solidaritätsgedanke an Boden gewinnt. Diese solidarisierende Politik ist eine ausgrenzende. Sie kommt von rechts und die Linke scheint ihr nichts entgegen setzen zu können.

Merkwürdig: Unsere Gesellschaft scheint nur aus zwei Hälften zu bestehen, - die Rechten und die Linken. Bude spricht denjenigen Solidarität ab, also ca. 70% der Bevölkerung, die sich als Demokraten verstehen und für die die Demokratie die Basis für solidarisches Handeln sein müsste.

Alltägliche Hilfsbereitschaften sind eigentlich selbstverständlich, z.B. hebt man den Schal auf, den jemand verloren hat oder macht am Bahnhof Platz, wenn auch andere die Abfahrtszeiten der Züge lesen wollen. Bude berichtet von einem Experiment des amerikanischen Evolutionsanthropologen Michael Tomasello (1950 geb.) mit Kleinkindern zwischen 14 und 18 Monaten. Wenn sie z.B. beobachten, dass ein Erwachsener mit einem Wäschestoß auf dem Arm mühsam versucht, die Schranktür zu öffnen, um die Wäsche im Schrank abzulegen, dann werden die Kleinen zu

Helfern. Kommt der Erwachsene wieder mit einem Wäschestoß auf dem Arm, versuchen sie den Schrank zu öffnen. Sie tun etwas, **„um die Notlage des Gegenüber zu erleichtern“**. Tomasello meint daraus schließen zu können, dass diese Art der Hilfsangebote angeboren ist, nicht anerzogen.

„Man muss daraus den Schluss ziehen, dass den Kindern das Helfen selbst eine innere Befriedigung bereitet.“ (S.93) Es ist, als hätten wir hier die Ursprungsszene aller Solidarität vor Augen.“ (S.95)

Zehn Seiten lang beschäftigt sich Bude mit dieser **„Ursprungsidee der Solidarität“**, um dann auf die dunkle Seite des Mitgefühls zu wechseln, so zumindest lautet eine Kapitelüberschrift. Es geht u.a. um die Definition des Begriffes Empathie. Um Empathie und Sympathie. Sympathie drückt eine emotionale Nähe zu einer Person aus, Empathie hat eher etwas mit Distanz zu tun:

Empathie bezieht sich nicht auf den Menschen, sondern auf die Situation, in der er sich befindet. Der empathische Beobachter schlüpft in die Haut des anderen, indem er sich die Umstände veranschaulicht, die die andere Person so und nicht anders erscheinen lassen. (S.103)

Zwar nehme ich wahr, dass eine Person eine bedrückte Haltung hat, ich kann mich in ihre Lage versetzen. Aber Empathie bedeutet nicht, dass ich einen direkten Draht zu der Person haben muss. Empathie kann mir den anderen nahebringen, Solidarität schließt mich mit dem Mitmenschen zusammen.

Immerhin weiß man, dass den jungen Menschen von heute, die grob gesagt, im Neoliberalismus aufgewachsen sind, Empathie nicht mehr so wichtig ist. (S.109)

Auf Deutschland bezogen, so Bude, wird es trotz aller Versuche, sich wechselseitig zu verständigen und gegenseitig mitzufühlen, keine Solidarität geben zwischen den verwirrten Westdeutschen und den erbosten Ostdeutschen.

Gibt es eine bestimmte Lebenshaltung, eine persönliche Philosophie, die uns solidarisch machen kann, fragt Bude und nimmt sich den Trend zur „Achtsamkeit“ vor. Also jenen Versuch, der steten Beschleunigung, dem Zwang zur Selbstoptimierung und dem zermürenden Konkurrenzdruck zu entgehen. Reduzieren, vermeiden, verleugnen lauten die Devisen. Gemeint ist, guck nicht dauernd auf Deine Lebensumstände, die Dich nur verletzen. Reduziere Deine Wahrnehmung der grausamen Einzelheiten, schau auf das universelle Ganze. Dann verschwimmen die scharfen Widersprüche. Vermeide schmerzhaft Gefühle, stürz Dich nicht in negative Strudel, das blockiert Dich nur. Die schlechten Emotionen gehen vorüber. Und leugne schlimme Zustände, nicht das Festgelegte zählt, sondern alles könnte werden. Bude fasst den Achtsamkeitskanon zusammen:

Zitat: „Mein reiner und ungetrübter Blick lässt alles so sein wie es ist, und ich kann mich in lächelnder Unberührtheit ganz auf mich selbst konzentrieren. Ich sitze still auf meinem Stuhl, ich betrachte die Dinge im Konjunktiv – „Dies

könnte ein Schuh sein... Dies könnte ein Rechner sein... Dies könnte ein Kaktus sein“ - , und ich höre voller Verwunderung das Gurgeln, Knurren und Surren des Kaffeeautomaten.“ (S. 119)

Die Wirkung ist umwerfend. Achtsame Menschen erscheinen entspannter, konzentrationsfähiger und gesünder. Das kommt auch dem jeweiligen Arbeitgeber zugute, die Arbeitnehmer sind nicht ständig erschöpft von neuen Herausforderungen, sondern sie nehmen sie gelassen hin und fühlen sich zufrieden.

Bude ist skeptisch, dass die Anhänger der Achtsamkeit für Solidarität empfänglich sind:

Zitat: „Sie verzichten auf die Unterstützung durch andere, weil sie deren Erwartungen und Wünsche selbst wieder als eine Quelle emotionaler Versklavung erleben.“

Dann doch lieber nicht handeln und an der eigenen Auflösung im Nirwana arbeiten....

Nachdem er die modernen Achtsamen als zur Solidarität ungeeignet aussortiert hat, untersucht Bude eine andere Strömung, die en vogue ist. Sie beschreibt, dass alle Lebewesen auf diesem Planeten im Grunde zur Solidarität miteinander gezwungen sind. Menschen, Tiere und Pflanzen können nicht ohne einander. Die Vertreterinnen und Vertreter dieser Richtung kommen häufig sowohl aus der Philosophie als auch aus der Biologie, manche Feministin ist unter ihnen. Und je nachdem, wie radikal sie sind, gehören für sie selbst digitale Netze, chemischen Produkte, Herzschrittmacher und künstliche Hüftgelenke in diesen gemeinsamen Kosmos. Bude definiert diesen Ansatz:

Zitat: „Die Solidarität der Lebewesen ist eine des wechselseitigen Parasitentums, das wiederum das Leben selbst erhält.“ (S. 129)

Aber unser Umgang mit allem Nichtmenschlichen ist nicht nett. Wir haben diese parasitäre Solidarität längst aufgekündigt. Auf der immer enger werdenden Welt kämpfen alle bis aufs Blut um einen Platz für sich. Der Mensch hat sich über alles andere erhoben, zerstört es und schreckt auch vor der Vernichtung des anderen Menschen nicht zurück.

Doch diese Ich-Bezogenheit führt ins Leere. Was tun?

Bude zieht kurz den jungen französischen Philosophen Tristan Garcia zu Rate. Der setzt sich mit den diversen Identitätspolitiken auseinander und kommt zu dem Schluss, dass sich unsere jeweilige Identität heute aus vielen Identitäten zusammensetzt. Verschiedene „Wirs“ entstehen, durchaus mit dem Wunsch nach einer allumfassenden Zugehörigkeit. Ein Ansatz, der an die parasitäre oder auch symbiotische Solidarität erinnert.

Aber auch diese „Wirs“ mischen sich wiederum, liegen übereinander. Und schon im Innern jedes Einzelnen überlappen sich die diversen Identitäten. **„Wir werden vom Schwindel gepackt“** zitiert Bude den französischen Philosophen – und beendet diesen Ausflug in die Vielheit - bei seiner Suche nach Solidarität - mit einem Fragezeichen. Auch wir Leser bleiben nach diesen Ausführungen Budes etwas schwindlig zurück.

Und dann atmen wir auf - denn zum Glück geht es kurz vor Schluss um Gerechtigkeit. Das klingt handfest und irgendwie muss uns das Gerechtigkeitsempfinden doch zur Solidarität führen...Irrtum:

Zitat: „Der Staat muss Gerechtigkeit walten lassen, die Zivilgesellschaft kann sich Solidarität erlauben.“ (S. 135)

Bude erläutert lang und breit, was das Grundgesetz alles in Artikel drei und überhaupt so garantiert, jede und jeder hat die gleichen Rechte, darf nicht wegen, Geschlecht, Herkunft oder Milieu benachteiligt werden. Man darf sogar gegen Windräder oder Fahrverbote klagen. Aber alle Verträge und Gesetze reichen nicht. Der einzelne Mensch braucht und sucht mehr, gerade weil er sich sein Leben lang immer mehr individualisiert und dabei auch reichlich durch Krisen wandert.

Zitat: „Wir suchen uns im Blick des anderen zu erkennen, und erleben in solchen Momenten, wie gefährdet und anfällig wir sind.“ (S. 140)

Also auf in den Verein, den Kleingarten oder ins Netz.

In dieser so verkörperten Zivilgesellschaft geht es aber heute keineswegs nett und tolerant zu. Im Gegenteil, in westlichen Ländern tobe ein **„Kampf der Solidaritäten“**, wie Bude die Polarisierungen durch Rechtspopulisten beschreibt. Sie entzündeten sich besonders an der Zuwanderung. Entstanden sei eine **„exklusive Solidarität“**, die alle ausschließt die nicht zur „eigenen Gruppe“ gehören, und eine **„inklusive Solidarität“**, die Schutzsuchenden Sicherheit garantieren will. Große Solidaritätsbewegungen, die viele Gesellschaftsschichten erfassten - er nennt hier die Bürgerrechtsbewegung mit Martin Luther King, aber auch die außerparlamentarische Bewegung der 68er – sind vorbei, einzig die Frauenbewegung hat es noch in sich. Ihre Solidarität ist international, äußert sich antirassistisch und hat ökologische Aspekte. Ob Heinz Bude die Frauenbewegung wirklich verstanden hat, möchte ich bezweifeln, aber er ist zumindest beeindruckt:

Zitat: „Es ist eine Bewegung, die beständig weitergeht, jederzeit aufflackern und nie an ihr Ende kommen kann.“ (S. 145)

Aber dann wird Bude unwohl. Irgendwie macht ihm das Geschlecht zu schaffen. Was genau ihn an der Frauenbewegung stört, oder ob sie ihm einfach nur unheimlich ist, konnte ich nicht rauskriegen. Obwohl ich die entsprechenden Seiten viele Male gelesen habe. Die Frauen betrachten offenbar so viele als gleichwertig, die Geringverdienerin genauso wie die Professorin, Transsexuelle, Intersexuelle genauso wie die Mutter und die Prostituierte. Ja mei... ganz viele Solidaritäten,

verschiedene Richtungen, und er unterstellt ihnen **„umstrittene Botschaften“**. Komplex das Ganze, resümiert er und fragt hilflos:

Zitat: „Wer spricht... für wen? Wer hilft mir, wenn ich bedroht werde, wer unterstützt mich, wenn ich beleidigt werde, wer beteiligt sich, wenn wir uns wehren?“ (S. 146)

Er wittert Spaltungen, die die Solidarität in Frage stellen, wenn nicht gar **„vergiften“**. Deutlich werde das an der Parole: „We are here, we are queer. Get used to it!“ Da sei sie doch, die Spaltung zwischen „Wir“ und „Ihr“. Bei all dem, was Frauen in ihrem Kampf gegen sexualisierte Gewalt, Rassismus, Brutalität und Unterdrückung täten, kämen höchstens viele Schauplätze heraus, auf denen sie unterschiedlich aktiv seien. Das führe höchstens zu **„stillschweigender Komplizenschaft“** und sei keine Solidarität. Dann legt er nochmal nach. Die vielen verschiedenen Strömungen würden zu einer gereizten Stimmung unter den Frauen führen. Ach ja? Woher wissen Sie das, als Frau, lieber Herr Bude? Seine für mich nicht nachvollziehbare These an dieser Stelle:

Zitat: „Eine Solidarität der Etablierten erhebt sich über eine Solidarität der Außenseiter.“ (S. 148)

Er überlegt, was passieren würde, wenn man einfach diese vielen Solidaritäten nebeneinander gelten lässt. Und das auch noch gut findet. Das wäre nicht solidarisch, sondern höchstens unverbindlich, folgert er.

Zitat: „Alle kommen irgendwie zu Rande, und keiner fühlt sich für die anderen zuständig.“ (S. 149)

Also wieder keine positive Definition, Herr Bude....

„Solidarität in einer Welt der Ungleichheit“, so lautet das letzte Kapitel seines Buches.

Zitat: „Es wird alles besser und schlechter zugleich. So könnte man die Entwicklung der globalen Leistung in den letzten dreißig Jahren zusammenfassen.“

Mit einer Fülle von Zahlen zur wirtschaftlichen Entwicklung der Welt belegt Bude diesen Satz. So hat sich die Zahl der absolut Armen, die weniger als 1,90 US-Dollar täglich zur Verfügung haben, halbiert. Von 2 Mrd. Menschen 1993 auf eine Mrd. 2012. Eine ähnliche Entwicklung zeige die weltweite Kindersterblichkeit. Dabei beziehen sich diese positiven Faktoren überwiegend auf Ostasien und die negativen Entwicklungen betreffen die Sub-Sahara-Zone Afrikas, wo der Armutsindex stieg, wie auch in Südasien, dem ehemaligen Ostblock und Südamerika.

Zitat: „Das weltwirtschaftliche Geschehen ist seit Beginn dieses Jahrhunderts von einer Umkehrung der Wachstumsgeschwindigkeiten gekennzeichnet. Der globale Norden stagniert, und der globale Süden avanciert.“

Der Wendepunkt in der neueren Sozialgeschichte ist auch die Entwicklung, die den globalen Norden in die Defensive und den globalen Süden in die Offensive bringt. Die Tatsache, dass sich viele aus dem globalen Süden auf den Weg machen, um in Ländern des Nordens ihr Glück zu finden, macht deutlich, dass sie den Anspruch an ihren Anteil an der Zukunft der Menschheit wahrnehmen wollen.

Zitat: „Sie kommen nicht als Bittsteller, sondern als Beiträger, die nicht einsehen wollen, warum ihnen verwehrt sein sollte, was andere ganz selbstverständlich für sich in Anspruch nehmen... Sie wollen Subjekte sein, die handeln und nicht länger Objekte, auf die man zugreift ...“

...wie in den Jahrhunderten der Kolonialgeschichte. Es ist die Frage, ob wir im globalen Norden es schaffen, unser „Wir zuerst“ abzubauen für ein „alle zusammen“. Wieviel kolonialistischer, rassistischer Müll müsste da über Bord geworfen werden. Und bezogen auf das südliche Afrika zitiert Bude den Kameruner Historiker und Politikwissenschaftler Achille Mbembe, der auch Theoretiker des Postkolonialismus ist.

Zitat: „Wenn man glaubt, dass es genügt, den Kolonisten zu töten und seinen Platz einzunehmen, um wieder ein Verhältnis der Wechselseitigkeit herzustellen, betrügt man sich selbst. Das Experiment Südafrika lehrt uns, darüber nachzudenken, dass eine Politik der Rache den Kain-Komplex des Brudermords nur wiederholt (...) Denen, die sich gestern unter der Last der Unterdrückung auf Knien krümmten, muss, damit sie aufstehen und gehen können, Gerechtigkeit widerfahren... Denn der Schritt zurück ins Leben verlangt die Befreiung vom Selbsthass und vom Hass auf die Anderen. Außerdem verlangt sie von den Opfern, das sie sich von der Sucht der Erinnerung an das eigene Leid lösen. Denn die Befreiung von dieser Sucht ist die Voraussetzung dafür, dass man das Sprechen einer menschlichen Sprache neu erlernt und möglicherweise sogar eine neue Welt erschafft.“

Beantwortet die „**Erschaffung einer neuen Welt**“ die Camus'sche Frage, „wofür lohnt es sich zu leben“? In der Ich-Erzählung „Der Fremde“ von Albert Camus empfindet der Ich-Erzähler Mersault die Gleichgültigkeit der Welt dennoch als „zärtlich und brüderlich“, weil er die Welt mit anderen Menschen teilen kann.

Solidarität, so Bude, ist oft **sinnlos fürs Ganze und teuer für mich selbst**. Die Solidarischen finden sich dennoch zusammen, um zu beweisen, dass wir nur zusammen weiter machen können und nicht aufgeben müssen. Und so bewegt sich Bude im letzten Satz seines Buches ins Esoterische - mit Pathos.

Man weiß den Gewinn der Solidarität nur zu ermessen, wenn man die Einsamkeit kennt.

Um die Analyse, was umfassend der Begriff Solidarität meint, fühle ich mich nach 163 Seiten eigentlich ein wenig betrogen.

Das, was Heinz Bude unter Solidarität versteht, klingt nicht attraktiv. Bei ihm ist sie offenbar immer mit Anstrengung verbunden, **„teuer für mich selbst“**. Budes Solidarität ist nicht beglückend, nicht erfüllend – höchstens vernünftig. Sie klingt nach Verzicht, nach kleinerem Übel gegenüber der Einsamkeit.

Und warum resümiert er im letzten Kapitel, Solidarität sei **„sinnlos fürs Ganze“**? Seitenlang führt er selber interessante Autorinnen und Autoren an, die uns erklären, dass wir nur diese eine Erde haben; und dass wir gemeinsam für sie Verantwortung übernehmen, die vielen Spaltungen der nördlichen Halbkugel und der südlichen Halbkugel überwinden müssen. Also solidarisch denken, fühlen und handeln sollten. Nur dann haben wir eine gemeinsame Zukunft. Das ist doch nicht sinnlos.

„Die Zukunft einer großen Idee“ verspricht Bude im Untertitel seines Buches. Wirklich begeistert für diese Idee ist man nach der Lektüre allerdings nicht. Uns lässt sein Buch ärgerlich zurück.